

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 126.

Dienstag, 9. Mai

1933.

Frau an der Grenze

Roman von Lilian von Kusenbergl.

16. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Maree — war ich furchtbar gemein?“ Ungeachtet, fast widerwillig kommen Hannos Worte. „Bitte, sag' doch, Maree —“

Sie schüttelt müde den Kopf.

„Maree? Hast du denn gedacht, daß ich reden würde? Maree — hast du das gedacht? Maree! So sprich doch!“

Das kam heftig und bittend.

„Ich weiß nicht“, murmelt sie.

„Maree — du hast es geglaubt!“

„Dein Bund — was wird dann?“, fragt sie nach einer Pause.

„Nichts mehr, Maree. Ich bleibe nicht dabei!“

„Das geht doch nicht — daß du austriffst, Hanno! Ich weiß, wie sehr du daran hängst! Glaub' mir, es wäre mir furchtbar, wenn ich daran auch noch schuld wäre!“

Er erschrickt über ihr verweintes Gesicht, in dem keine Spur ihrer früheren Lebendigkeit mehr ist.

„Was wirst du denn nun machen?“ dringt Maree in ihn.

„Ich weiß nicht“, murmelt er nun befangen und reißt seinen Blick von ihren traurigen Augen los.

„Möchtest du — vielleicht nach Berlin, Hanno?“

„Bitte laß“, er macht eine wegschiebende Geste und sie spürt erstaunt, daß er kein Helfenwollen braucht. Wenigstens kein Außerliches, wie es die Älteren immer bei der Hand haben . . .

„Hanno, bitte, sag' mir, was du tun willst?“

„Du brauchst dich nicht zu sorgen, Maree!“

„Mein Gott, Hanno, hast du denn nicht eine Spur Vertrauen?“

„Ganz dasselbe sagt Mutter auch!“

„Und — was soll ich sagen?“

„Nichts. Vielleicht müßte man dir mehr helfen, als mir!“

„Mir?“

Maree fühlt mit seltsamer Erschütterung, daß dies halbe Kind der Einzige ist, der etwas von ihrem Zwiespalt ahnt. Sie faßt nach seiner Hand und spürt eine wunderliche Zärtlichkeit im Herzen.

„Bitte, sag' mir, wenn du etwas brauchst, Hanno, ja?“

„Ja, ja, Maree.“

Er läßt ihre Hand los. Macht eine zögernde Bewegung:

„Ich möchte jetzt gehen!“

Maree will noch etwas sagen, aber dann wendet sie sich zur Tür, um nach Peterken zu klingeln. Sie sieht noch einmal Hannos helle Augen, die wieder fast starr an den ihren hängen. Sie fühlt seinen zögernden Händedruck.

Die Tür fällt hinter Hanno ins Schloß.

Maree geht an den Tisch zurück — es ist, als ob die Augen sie verfolgten. Sie schiebt wieder seinen Kopf vor sich — die scharfgekantete Stirn, das blonde Haar, das, zurückgestrichen, am Hinterkopf sich rebellisch ringelt — der verschlossene Mund — Herrgott —

Maree fährt sich mit der Hand über die Stirn. Sie tut einen Schritt vorwärts auf die Tür zu und bleibt dann stehen, wie gelähmt. Diese Ähnlichkeit! — Frank —!

War es seltsame Narrheit des Schicksals, zweimal solche Menschen auf derselben Scholle wachsen zu lassen — in so kurzer Zeitpanne? Aus derselben Familie? Maree fühlt ein Schwanken an sich, wie eine wahn-sinnige Erschütterung.

Franziskas Kind — Franziskas Ältester — aus der Ehe mit Paul Offersdorf? War es so?

Aber es konnte gar nicht anders sein! Franziska hatte doch Paul geheiratet, nachdem —

Was — nachdem?

Ich bin verrückt, dachte Maree, und erkannte instink-tiv die Gemeinsamkeit von Frank und Hanno . . .

Bedor Frank nach Rußland ging, mußte er so aus-gesehen haben, wie der Junge vorhin —

Und Frank hatte Fränze geliebt — — Wahnsinnige Gedanken — wahnsinnige Hypothesen.

Aber war es nicht auch ganz natürlich zu erklären? Fränze hatte Paul geheiratet, sie hatte das erste Kind aus dieser Ehe, aber ihre Gedanken, ihre Sehnsucht oaltten dem anderen, der über die Grenze gegangen war. Und daß das Kind dann die Züge des Geliebten trug . . . ?

Maree preßte die Stirn an die Fensterscheiben. So oder so — wie sehr, wie unerhört mußte Fränze ihn geliebt haben, daß Hanno ihm so glich . . . Und sie war an Paul verheiratet worden. Hatte fünf Kinder von ihm . . . War es Schwäche oder unbegreifliche Tapferkeit gewesen?

Ziellose Traurigkeit kam über Maree. Und ein Ge-fühl des Alleinseins, das körperlich schmerzte.

So fern — endlos fern war alles Erleben! So ent-rückt alles Glauben an Glückseligkeit!

Irgendwo in Rußland war der eine, einzige, ohne den alles sinnlos war. In Rußland! Das war wie: Jenseits der Sonne! Endlose Strecken von Schnee und Eis — Träume von Grauen lagen dazwischen.

Hab' ich ihn ebenso verloren wie Franziska?, dachte Maree und starrte in die Nacht.

Bin ich nicht tausendmal ärmer als sie?

Sie hat Hanno — — und ich?

Ich warte — warte — kommt er wieder? . . .

Die Stille gab keine Antwort . . .

Petersburg.

Über die Nikolausbrücke, die nach Wassilijewski Ostrow führt, schieben sich Menschen und Gefährte. Die Türme der Stadt spiegeln sich im Eise der Newa. Es ist bald sechs. Die lekten überfüllten Elektrischen kommen aus der Innenstadt und halten an der Brücke, wo alles auszustiegen hat.

Ein großer, blonder Mann, den Lammelpelz über der Bluse, drängt sich dazwischen. Er hastet vorwärts, bis zum Brückenende — da bleibt er stehen — bückt sich, um an seinem Schafstiefel etwas zurechtzuschieben — sein Blick fällt dabei nach rückwärts.

Er wendet sich nach links, schlendert ein Stückchen den Quai herunter und biegt dann rechts ein. Wieder geht er über eine Brücke und dann in nördlicher Richtung weiter.

Der Mann schlendert nun nicht mehr, er geht mit weitausholenden Schritten — ab und zu sieht er sich um — sein Gang hat etwas Gehehstes.

Er passiert die dritte Brücke, die nach Krejstowski Ostrow führt. Hier wird die Gegend einsamer. Verlassene Landhäuser liegen zwischen kurzen Waldstreden. Verwilderte Parks. Schnee hat die vielfachen Verwüstungen zugebedet.

In der stillen Straße am Nordufer, wo einstöckige kleine Häuser stehen, machte er Halt. Sein Blick fliegt suchend die Straße entlang und bleibt auf einem Haus haften, das mit geschlossenen Fensterläden völlig vereinsamt wirkt.

Einen Augenblick später Kopit er an der Eingangstür.

Niemand öffnet. Unruhig geht sein Blick über die geschlossenen Fenster.

„Stepan Andrejewitsch —!“ Sein Ruf ist leise, fast wie geflüstert.

Wieder nichts.

Doch, da . . . Schritte.

Der Mann an der Haustür schlägt mit der Hand an das Holz.

„Stepan — ich bin's doch!“

Schlürfende Schritte von drinnen, jemand kommt den Gang entlang. Schmal öffnet sich die Haustür. Der Wartende zwingt sich hinein. Von drinnen kommt ein Ruf des Erstaunens:

„Frank Pawlowitsch! Wo kommst du denn her? Seit wann bist du in Petersburg?“

„Seit vierundzwanzig Stunden! Wohnt Gorodin nicht bei dir? Er sagte einmal, wenn er in Petersburg wäre, schließe er immer noch in eurem Haus!“

„Ja, aber wo er eben ist, weiß ich nicht. Er ist seit einem Monat hier — hast du ihn noch nicht gesehen?“

„Nein. Kommt er heute abend noch zu dir?“

„Gegen sechs kam er meistens!“

Der Alte hatte wieder die Haustür verschlossen.

„So. Es ist halb sieben jetzt.“

„Hast du wenig Zeit, Frank Pawlowitsch? Komm, hier herein!“

Djersdorf folgte dem alten Mann in das kleine, sehr einfache Zimmer, das auf der Rückseite des Gebäudes lag. In diesem Haus waren sie als Studenten schon zusammen, Gorodin, er und viele andere — es ist das Haus, in dem Gorodins Freundin Marina Stepanowna aufgewachsen ist. Djersdorfs Blick fliegt nachdenklich über den Raum. Ein Samowar brennt auf dem Tisch, sonst ist das Zimmer fast leer und die Fenster sind verhängt. Er fährt aus seinen Gedanken auf, bei dem Näherkommen des alten Mannes.

„Du, Stepan Andrejewitsch — es kommt doch niemand zu dir, in den nächsten Stunden?“

„Zu mir? Wer sollte wohl? Außer Boris —“

„Dann kann ich diese Stunde bei dir bleiben?“

„Natürlich! Weshalb denn —“

„Das erkläre ich dir nachher . . .“

„Aber so seh' dich doch, Frank Pawlowitsch!“
Djersdorf zog sich einen Stuhl heran, Stepan Andrejewitsch goß ihm Tee ein:

„Wo kommst du eigentlich her, Frank Pawlowitsch? Ich habe dich mindestens zwei Jahre nicht gesehen!“

„Ich war einen Monat im Kaukasus — vorher hatte ich eine politische Mission — im Ausland!“

„Im Kaukasus? Da war doch auch Boris lange Zeit — sie hatten ihn hingeschickt — und die Marina —“

„Diesmal hab' ich Boris nicht getroffen. Er wäre in Moskau, hieß es. Und jetzt ist er hier?“

„Ja. Was er eigentlich tut, weiß ich nicht. Aber du, Frank — wenn du im Ausland arbeitest — das ist doch sehr viel — — Dann hast du es doch zu etwas gebracht, bei der Regierung —“, er zögert und bricht ab.

Djersdorf richtet sich auf:

„Ich will dir sagen, wie weit ich es gebracht habe.“ Er sieht dem Alten in die Augen. „Ich gehe fort, Stepan Andrejewitsch!“

„Fort? Ich versteh' nicht! Wo hin gehst du denn!“

„Du verstehst nicht? Ich gehe über die Grenze — nach Finnland — heute abend!“

„Du willst fliehen?“

„Ja“, nickt Frank. „Wenn ich nur ein wenig Glück habe, wird nichts gemerkt werden. Ich habe alles vorbereitet. Alle glauben, daß ich zu einer Kommission nach Orenburg beordert bin. Aber — das Flugzeug dahin ist schon heute mittag gestartet —“

„Wie? Ohne dich —“

„Ohne mich! Deshalb bin ich ja jetzt bei dir! Hier sucht mich kein Mensch! Und — in einer Stunde gehe ich wieder!“

Der Alte beugt sich vor, seine Hände zittern.

„Du meinst, daß es dir gelingt?“

Der andere nickt, mit einem wunderbar ernsten Lächeln:

„Ich glaube daran!“

„Hast du denn einen Paß? Und Geld, Frank?“

„Ja, Stepan Andrejewitsch! Genug jedenfals!“

„Du — willst über die See?“

„Aber Lahta nach Oleska!“

„Wer fährt dich?“

„Ein finnischer Bauer . . .“

Es ist still zwischen ihnen.

Der Alte gießt frischen Tee ein und stellt die Tasse vor Djersdorf hin:

„Du mußt etwas trinken, Frank! Du bekommst jetzt eine Weile nichts mehr —“

„Ja, weißt du, daß einem die Ruhe hier bei dir auf die Nerven fällt?“

„Du bist aufgereg?“

„Nein. Sicher nicht. Ich habe anderes durchgemacht! Aber — Stille bin ich nicht mehr gewöhnt. Sie ist schwerer zu ertragen, als andauernder Lärm.“

(Fortsetzung folgt).

Säerlied.

Ich werfe mein Korn in das offene Feld.
Nun wächst es, gedeiht es, wie's Gott gefällt:
Eins springt auf den Weg und eins fällt auf den Rain,
Das beste doch dringt in die Furchen ein.

Nun wach' und gedeihe und bringe mir Brot,
Von Sturm und Gewitter und Sonne umloht:
Muß Licht drüber gehen, muß regnen darein,
So wird es mir wachsen und wird gedeihn.

So nährt sie uns alle, die Mutter, die Welt.
Wie viel auch vergeht, viel mehr sie erhält.
Und wer sich bewegt und sich regt zur Zeit,
Dem hält sie das Korn und den Wein bereit.

Will Wesper.

Persien, Land der tollsten Autorajerei.

Bilder aus dem mechanisierten Orient.

Von Anton E. Zischka.

In einem kleinen, schmuckigen Dorf Masanderans triegelte vor ein paar Jahren ein unscheinbarer Soldat die Pferde, ganz ebenso wie das tausend andere persische Soldaten heute noch tun.

Dieser Unbekannte unter tausend Unbekannten aber bringt es in vier Jahren vom Fähnenjunfer zum Serdar-i-Sipeh, zum höchsten Befehlshaber der persischen Armee. Er schwingt sich in weiteren drei Jahren zum Diktator auf, erreicht 1920, daß alle Engländer aus der persischen Armee vertrieben werden und daß man 1925 die alte Radscharen-Dynastie absetzt und ihn selber zum „König der Könige“, zum Schah-i-Schah macht.

Heute ist aus dem kleinen Pferdewärter der große Riza-Schah-Palevi geworden, unumschränkter Herr Persiens und einer der gefährlichsten Feinde Englands. Die ungeheure Energie, der Scharfblick und die Diplomatie, die diesen unwahrscheinlichen Aufstieg ermöglichten, das unaufhaltbare Vorwärtswollen des Schahs machen heute aus Persien das Land der atemberaubenden Modernisierung. Sie machen es auch zum Land der schreiendsten Gegensätze.

Persien ist viermal so groß wie Deutschland. Es liegt wie ein Kiesel vor den Ländern Innerasiens. Und es hat keine Eisenbahnen. So kam es, wie es in Australien kam: Entwicklungstufen wurden übersprungen, man kam vom Ochsenkarren zum Flugzeug, man fährt mit nackten Füßen Auto. Und fährt Auto so wild wie in fast keinem andern Land der Erde.

Und so liegen in den Schluchten des Demawend Duhende von Autokadavern friedlich neben abgestürzten Kamelen.

Auf den Pässen trifft man dann Kamelkarawanen, letzte Reste einer uralten Verkehrsart, langsam dahintrotzende Tiere, die meist die getrockneten Leichen frommer Perser zu den heiligen Begräbnisstätten von Kerbelah und Kadsch bringend, wo, nahe dem Grab Husseins, die heilige Erde das Paradies garantiert.

Familien, denen diese Kameltransporte zu altmodisch oder zu langsam sind, die ihre Toten auch nicht einem der vielen Auto-Unternehmer anvertrauen wollen, senden die Leichen in Flugzeugen an die heiligen Stätten. Sunkermaschinen mit deutschen Piloten machen das oft. „Die Toten sind ganz angenehme Passagiere“, sagte mir einer der Flieger in Mahamerzah. „Man verdient an ihnen mehr als an den Lebenden. Und sie sinken auch nicht mehr als die.“

Auf dem Wege nach Persien, in Syrien und im Irak, überall am Roten Meer und in Persien selber wird es einem gesagt: Teheran, Teheran ist heute so schön wie Paris.

Und wirklich hat sich Teheran in den letzten fünf Jahren mehr verändert als irgend eine andere Stadt der Welt. Ich kam im Flugzeug an, und da sieht man ganz deutlich, wie gewaltige neue Straßenzüge rücksichtslos durch alte Viertel gebrochen wurden, wie man einen geometrischen Plan einhielt und wegriß, was im Wege stand.

Teheran ist eine junge Stadt. Erst die Radscharenherrscher begannen sie zu bauen, vor kaum hundert Jahren entstand die „Gartenstadt“ an den Hängen des Elburs.

Immer fließende Quellen waren hier zu finden, Berge, die eine Schneedecke trugen, und ein kühlender Luftzug in der ärgsten Sommerhitze.

Schah Nasreddin ließ eine Lehmstadt entstehen. Links und rechts von allen Straßen wurden Gräben ausgehoben und Bäume gepflanzt. Wasser kam in die Gräben. Da das Gelände Teherans geneigt ist, floß das Wasser, noch heute das einzige „fließende Wasser“ Teherans, einzige Trintwasser-versorgung und Kanalisation der Stadt. Auf den staubigen Straßen laufen im Sommer modernste deutsche Sprengwagen dahin.

Eine Million Ziegelsteine wird jetzt täglich in Teheran verbaut, die Brennereien vor der Stadt arbeiten noch nach den Methoden der Babylonier. Acht Kraftwagen haben nebeneinander auf den neuen Straßen Platz, neben amerikanischen Achtzylindern aber lagern Kamelkarawanen. Herrlichste Pariser Kabrioletts, daneben aber eine wacklige Straßenbahn, die von Pferden gezogen wird. Autobusse modernster Art, daneben aber noch Pferde, denen man Mähne und Schwanz mit Henna färbt, denen man gelbe und rote und blaue Verzierungen auf die Flanken und den Bauch malte. Verkehrs Polizisten und Leuchtpfeile an den Straßenübergängen. Der grüne Stab der Polizisten aber wird weniger zum Regeln des Verkehrs benützt als zur fühlbaren Ausübung der Autorität.

Die alte farbenfreudige Kleidung der Perser ist ver-

schwunden, man trägt Konfektionsanläge wie in Wien oder Bukarest. Die Sammelmützen sind nicht mehr, und jeder Perser hat jetzt das Kolla-Bahlevi, eine läppertige Kopfbedeckung, zu tragen. In der „Dalefar“, einer der älteren Hauptstraßen, deren Name überseht „Tulpenbeet“ heißt, brüllt Lautsprecher neben Lautsprecher, da gibt es Tonfilm-Linos und unzählige Sprechmaschinenhändler. Nebenan hoden die Schreiber, wie seit Jahrhunderten, denn Analphabeten gibt es zu Tausenden trotz allem Fortschritt.

Im Zentrum Teherans steht ein einstöckiges Gebäude mit einer großen Uhr auf dem Blechdach und vielen Autos vor dem Tor: Das Parlament. 135 Abgeordnete gibt es in Persien. Wieviele von ihnen im Hause sind, kann man mit einem Blick auf einer Leuchttafel sehen, die von der Vorhalle aus elektrisch betätigt wird. Vor zehn Jahren noch erschienen alle persischen Abgeordneten in Phantastuniformen und kostbaren Pantoffeln, in hohen Turbans mit Federn. Heute beraten hier sehr europäisch aussehende Herren, auf die amerikanischen Wagen warten. Als ich mit persischen Journalisten eben von einer Sitzung komme, knallen draußen Schüsse. Resolution im Land Riza-Khans, des Schah-Befreiers? Es ist nur ein Auto, auf dem Polizisten mit Schrotflinten hoden und das auf wilde Hunde Jagd macht.

Teheran. Schon hat die Stadt das modernste Gefängnis des Orients, einen Betonbau mit 300 Zellen für 800 Gefangene. Es gleicht mehr einem Sanatorium als einem Zuchthaus. Höfe mit Gartenanlagen, in denen Springbrunnen plätschern. Einzelbäder und ein Schwimmbassin. Aber das Gefängnis ist fast leer. Nicht mehr als vier Morde gibt es jetzt in Persien im Jahresdurchschnitt.

Freundschaft mit Rußland ist für Persien lebenswichtig. Rußland beherrscht den Weg nach Norden, Rußland hat die Rohstoffe, die Persien braucht. Die Bahn, die Persien freien Weg bieten würde, von Teheran zum Persischen Golf und in die ganze Welt, ist noch lange nicht fertig. Es fehlt an Geld. Und England erkennt scheinbar nicht, daß diese Bahn eine wichtigere Waffe gegen Rußland sein wird, als alle seine Agenten...

Aber nicht allein Geldmangel macht diesen Bahnbau so schwierig. Vor kurzem ist die erste Teilstrecke der Bahn übergeben worden, die deutsche Ingenieure und deutsche Firmen von Bender Schahpar am Persischen Golf nach Bender Schah an der Bai von Astraban bauen. Diese Teilstrecke von 150 Kilometern hat 600 Menschenleben gekostet. Für die Strecke bis Teheran werden noch 200 Tunnel nötig sein. Wo nicht Sümpfe und Dschungel voll Tigern und Schlangen, wo nicht Wüsten ewig sich bewegenden Sandes das Werk erschweren, da sind es schiebrige Niederungen und unüberwindbar scheinende Berge.

Trotzdem rißt sich die Bahnstrecke vorwärts. Flugzeuge helfen bei der Verproviantierung. Flugplätze entstehen überall, immer neues Öl kommt von den Bahrein-Inseln, immer mehr Motore beginnen in Persien zu dröhnen...

1400 Kilometer wird die transpersische Bahn lang sein. 11 000 Kilometer Straßen sollen gleichzeitig mit der Bahn fertig werden. Riesenprogramme. Und sie werden durchgeführt. Wie durch ein Wunder ist das Land aus Lethargie und Opiumschlaf zu vorwärtstürendender Mechanisierung erweckt worden.

Alpine Kurzgeschichten.

Von Harald Zepher.

Falls Sie einmal einen tüchtigen Bergführer brauchen sollten, dann wenden Sie sich bitte unbedingt an folgende Adresse: Hubert Ganglhofer, Ramsau, Steiermark.

Hubert ist ein furchtbar lieber Kerl, ein ausgezeichnete Kletterer und, vor allem, ein idealer Tourenamateur; einfach prima!

Nach dem Abendbrot hatten wir dem Hüttenwart noch mit Stolz unsere Mauerhaken gezeigt, ganz neuer Typ, absolut verlässlich und leicht. Dann waren wir zeitlich in die Klappe gerutscht.

In aller Herrgottsfrühe rasselte uns der Beder aus dem Schlaf. Das heißt: mich; Hubert mußte ich erst wachboren. Schnell gewaschen, angezogen; ausgiebig gefrühstückt, die Rucksäcke geschultert und hinaus!

„Junge, guck dir mal den Himmel an!“
Hubert ist quatschvergnügt.
In der Tat: ein Gebirgsmorgen von seltener Pracht.
Nichts als kristallklarer Azur und besonnte, silberne leuchtende Felsen.

